

Tino Bargel (Hg.)

Differenzierung und Wandel der Studentenschaft

Zwei Vorträge

Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung (22)

Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Sozialwissenschaftliche Fakultät,
Universität Konstanz, Juli 1997

Tino Bargel (Hg.)

Differenzierung und Wandel der Studentenschaft

Zwei Vorträge

Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung (22)

Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Sozialwissenschaftliche Fakultät,
Universität Konstanz, Juli 1997

Herausgeber der Reihe „Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung“:

Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz,
Fachbereich Geschichte und Soziologie, 78457 Konstanz
Tel. 07531/88-2896

Die AG Hochschulforschung im Internet:

<http://www.uni-konstanz.de/FuF/SozWiss/fg-soz/ag-hoc/ho-fo-i.html>

ISSN 1616-0398

Projekt: Entwicklung der Studiensituation und studentischer Orientierungen, gefördert mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie

Vorwort

Die beiden in diesem Heft zusammengestellten Vorträge haben eine formelle Gemeinsamkeit: Sie wurden - im Abstand von drei Jahren - auf einer Fachtagung „Kultur“ des Deutschen Studentenwerkes vorgestellt und diskutiert. Die erste Fachtagung fand im Juni 1994 in Mainz, die zweite im Juni 1997 in Leipzig statt.

Über die formelle Gemeinsamkeit hinaus gehen die beiden Vorträge auf sich ergänzende Fragestellungen ein: Der erste Vortrag behandelt „Differenzierungen“ in der Studentenschaft, der zweite Vortrag befaßt sich mit dem „Wandel“ der Studentenschaft in den letzten Jahren. Dabei bestehen insofern Überschneidungen, als eine zunehmende Differenzierung der Studentenschaft ein grundlegendes Kennzeichen ihres Wandels ist. Das ist in einem doppelten Sinne gemeint: Zum einen wird die Studentenschaft hinsichtlich ihres sozio-demographischen Profils, ihrer Biographie und Studiensituation, aber auch ihrer Orientierungen und Erwartungen immer „heterogener“. Zum anderen „differenzieren“ die einzelnen Studierenden ihr studentisches Leben immer stärker, z.B. zwischen Studium und Erwerbsarbeit, was dazu führt, daß es immer häufiger als eine „collagenhafte“ Zusammenstellung recht heterogener Teile und Bereiche erscheint.

Der erste Vortrag stellt die Frage nach den Fachkulturen an den Hochschulen in den Mittelpunkt. Neben diesen „kulturellen Konstellationen“ interessieren die Widersprüche zwischen Idealen und Konzepten auf der einen Seite und dem betrieblichen Alltag und der Verwirklichung von Studienabsichten auf der anderen Seite. Welche Brüche und Gefährdungen sind daran erkennbar?

Der zweite Vortrag versteht sich als eine „aktuelle Analyse“ des Wandels in der studentischen Situation und Rolle, den Motiven und Erwartungen der Studierenden, nicht zuletzt hinsichtlich der Berufs- und Arbeitswelt oder den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Welche problematischen Entwicklungen zeichnen sich ab?

Beide Vorträge beziehen sich, was die empirischen Grundlagen betrifft, hauptsächlich auf den Konstanzer Studierendensurvey. Er wird seit dem WS 1982/83 alle zwei bis drei Jahre durchgeführt, wobei an 22 Hochschulen, Universitäten und Fachhochschulen, jeweils etwa 9000 Studierende befragt werden. Die Themenstellungen des Fragebogens sind breit gefächert, von der Studienmotivation und den Studienerfahrungen über die beruflichen Orientierungen bis hin zu gesellschaftlich-politischen Vorstellungen der Studierenden. Gefördert wird dieses langfristige Unternehmen der „Dauerbeobachtung“ durch das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Für das WS 1997/98 ist nunmehr bereits die 7. Erhebung vorgesehen. Die Zeitreihe der Befragungen und das umfangreiche Sample von Studierenden ermöglichen Analysen, um Differenzierungen und Veränderungen in der Studentenschaft über die letzten fünfzehn Jahre zu untersuchen. Die Befunde sind mittlerweile in einer Reihe von Berichten

und Artikeln veröffentlicht, zuletzt über „Studium und Studierende in den 90er Jahren“. Dort finden sich auch detailliertere Informationen und Daten zu jenen Themen und Thesen, die im Rahmen der Vorträge gestraffter und pointierter vorgestellt werden.

Da die beiden Vorträge wohl nicht nur für die „Kulturarbeit“ der Deutschen Studentenwerke von Interesse sein können, sondern mit den Fragen nach Veränderungen in der Studentenschaft grundlegende Probleme der Entwicklungen an den Hochschulen aufgegriffen werden, sind sie gemeinsam in unsere Reihe der Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung aufgenommen. Mit der Publikation ist die Hoffnung verbunden, daß sie vielleicht einige aufschlußreiche Einsichten vermitteln und anregende Hinweise für Folgerungen und Aufgaben enthalten.

Dieses Heft möchte ich Roy Wiehn widmen, Professor an der Universität Konstanz und engagierter Soziologe. Das mag ungewöhnlich erscheinen, hat aber zwei gute Gründe. Er hat in den letzten sechs Jahren in einzigartiger Weise das Vorhaben „Studierendensurvey“ und die Arbeitsgruppe Hochschulforschung geleitet, begleitet und in oftmals schwierigen Phasen unterstützt. Ohne seinen selbstlosen Einsatz gäbe es wohl weder den Studierendensurvey noch die Arbeitsgruppe, folglich auch nicht die beiden Vorträge (und manche andere Publikation). Außerdem hat er in vielfältiger Weise internationale Zusammenarbeit und den Studentenaustausch befördert, vor allem mit Ländern Südosteuropas und mit Israel. Mit seinem Engagement, seiner Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft setzt er beispielhafte Zeichen für eine Kulturarbeit von zukunftsweisender Perspektive. Im Juli 1997 hat er die Leitung der Arbeitsgruppe Hochschulforschung abgegeben. Für seine langjährige Unterstützung danke ich ihm ganz besonders.

Tino Bargel

Inhalt

	Seite
Die Metamorphose der Studierendenschaft: Anmerkungen zur Ausdifferenzierung der Orientierungen einer vermeintlich homogenen Gruppe	1
(1) Universität oder Multiversity?	1
(2) Gemeinsame Kultur, Fachkulturen oder kulturlose Masse?	2
(3) Empirische Grundlagen: Studentensurvey	3
(4) Die Alma Mater nährt viele Kinder	4
(5) Ideale im Widerspruch zur betrieblichen Wirklichkeit.....	5
(6) Studienkonzepte und ihre Verwirklichung klaffen auseinander	6
(7) Zwei kulturelle Schichten: Identitäts- und Arbeitskultur.....	7
(8) Arbeitskultur und soziales Klima.....	7
(9) Bedeutung von „Kunst und Kulturellem“	9
(10) Verschiedene kulturelle Konstellationen der Fächer	10
(11) Veränderungen in den Studienmotiven und -strategien.....	13
(12) Gefährdungen und Aufgaben	15
Quellen und Literatur	16
Aktuelle Analysen zur Entwicklung studentischer Orientierungen. Ein Beitrag zur Klientelanalyse studentischer Kulturförderung	17
(1) Einführung: Perspektiven und Themen des Referates	17
(2) Zum Wandel der Studentenrolle	18
(3) Zur studentischen Rolle gehört die Brücke in die Zukunft.....	19
(4) Veränderungen in den Studienstrategien und der Studienintensität	21
(5) Kultur der Kommunikation: wenig gepflegt.....	22
(6) Zum Wandel der gesellschaftlich-politischen Orientierungen	23
(7) Studentisches Engagement: Abnahme oder Verlagerung?	26
(8) Ausländische Studierende und internationale Perspektive	28
(9) Folgerungen: Was ist zu befördern?	29
Quellen und Literatur	31

Tino Bargel

Die Metamorphose der Studierendenschaft: Anmerkungen zur Ausdifferenzierung der Orientierungen einer vermeintlich homogenen Gruppe

(Vortrag zur Fachtagung KULTUR des Deutschen Studentenwerkes in Mainz am 9. Juni 1994)

(1) Universität oder Multiversity?

Die Idee der Universität hat im Laufe der Geschichte trotz aller Wechselfälle und Veränderungen eine nachhaltige soziale Wirksamkeit entfaltet - bis heute. Worin gründet sie?

Sie gründet nicht zuletzt in der Vorstellung, es gäbe eine gemeinsame Kultur der Welt der Wissenschaft, über die Einzelfächer und Disziplinen hinweg, alle Mitglieder, Professoren wie Studierende, einbindend. Die Gemeinsamkeit und Einheit der universitären Kultur ist die Grundlage für das Versprechen einer "Bildung durch Wissenschaft", die gerade nicht nur wissenschaftliche Fachkenntnisse und Fachkompetenzen umfaßt, sondern gleichermaßen eine wissenschaftliche Haltung, eine kulturelle Gebildetheit, sowie die Befähigung zur Teilnahme am öffentlichen Leben. Das wiederum sei die Voraussetzung für den Zugang zu Staatsämtern, akademischen Professionen und den höheren Positionen in vielen gesellschaftlichen Bereichen. Am anspruchsvollsten ist dieses Konzept von den neuhumanistischen Reformern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts formuliert worden.

Dieses klassische Modell universitärer Kultur beinhaltet ein weitgespanntes Bildungsversprechen an den Studiosus und eröffnet eine reichhaltige soziale Identität des Akademikers, die neben der wissenschaftlichen Qualifikation sein Prestige ausmacht und rechtfertigt. Soweit so gut das Ideal, das wir freilich nicht unbesehen für die Wirklichkeit halten dürfen. Denn es gerät oft, allzu oft in Spannung mit dem Alltag an den Universitäten als Wissenschaftsbetrieb und Ausbildungsanstalt. Nicht Wenige bezweifeln, daß es dort noch wiederzufinden ist.

Auch das Postulat der Einheit universitärer Kultur wird in Frage gestellt, hat für viele keine Entsprechung mehr in der Realität der Hochschulen, sei bestenfalls etwas für Festtags- und Sonntagsreden. Erstmals hat der Engländer Snow in seinem vielbeachteten Essay über die "Zwei Kulturen" (vor fast 50 Jahren) diese Einheit entschieden in Frage gestellt: Er stellte die Naturwissenschaften und Technik auf der einen Seite den Geistes- und Literaturwissenschaften auf der anderen Seite gegenüber, die wie durch eine Kluft getrennt seien, kaum noch fähig zur Kommunikation miteinander. Sie betrie-

ben nicht nur auf ganz verschiedene Arten Wissenschaft, sondern seien von unterschiedlichen kulturellen Stilen geprägt und durch gegensätzliche gesellschaftlich-politische Vorstellungen bestimmt.

Manche gehen mittlerweile in der Differenzierung der Universität soweit, das Vorhandensein distinkter kultureller Muster zu verneinen, nicht einmal drei oder vier Kulturen noch anzuerkennen. Diese Entwicklung hat als erster der Amerikaner Clark Kerr vor knapp dreißig Jahren (1966) auf den Begriff der "Multiversity" gebracht, einer "Stadt von unendlicher Vielfalt", wie er sagt, ohne ein "zentrales, belebendes Prinzip ... vielmehr die Ansammlung einer ganzen Reihe von Gemeinden und Aktivitäten, nur noch zusammengehalten durch den gemeinsamen Namen" (1966, S. 41) - aber eben nicht mehr durch eine gemeinsame Kultur.

(2) Gemeinsame Kultur, Fachkulturen oder kulturlose Masse?

Kommt die Rede spezifisch auf die studentische Kultur, stellen sich zuerst zwei Szenarien ein: Zum einen jene Bilder alter Burschenherrlichkeit mit ihren Konventen und Kneipen, eine Kultur der Männerbünde im Geist der wilhelminischen Ära, historisch um die Jahrhundertwende in ihrer vollen Blüte zu lokalisieren. Sie war expressiver Ausdruck der feudalen Elemente der Universität wie der gesellschaftlichen Verhältnisse. Zum anderen die studentische Subkultur der 60er Jahre mit ihrer sozialen Innovations- und Experimentierlust und ihren Zügen der Bohème, ihren politischen Sit-ins, Teach-ins und Demonstrationen sowie den anti-autoritär gemeinten Spektakeln. All dies war zu verstehen als demokratisch-alternative Rebellion gegen Autoritarismus und bloße Funktionalität an den Hochschulen und in der Gesellschaft.

Diese Szenarien will ich nicht weiter ausmalen; mit ihrer Erwähnung soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Formen der studentischen Kultur sehr weit auseinanderliegen können, nicht nur zeitlich. Auch heute reicht die Spannweite vom mensur-schlagenden, national-konservativen Burschenschaftler, ein eher selten gewordenes Exemplar, über den ansonsten unauffälligen, technokratischen Experten, der sich seinen Stoff einpaukt, oder den literarischen Bohème mit seiner Selbststilisierung bis zum kritischen Intellektuellen und seinen Auseinandersetzungen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Die Studierendenschaft ist keine homogene Einheit, sie bildet an den Hochschulen ganz unterschiedliche Kulturen, soziale und politische. Deren markante Grenzen sind, ohne Zweifel, die Fächer und Fakultäten. Diese Feststellung wendet sich gegen pauschale Etikettierungen: Der "Durchschnittsstudent" oder "mittlere Student" ist im Grunde ein Phantom. Sie wendet sich ebenso gegen Bilder einer nivellierten Masse, wie sie auch das Gerede von der "Massenhochschule" suggeriert. Es sind viele Studierende, 1,8 Mil-

tionen, aber sehr verschiedene mit ganz unterschiedlichen Erwartungen, Vorstellungen und Zielen.

Anhand von drei Fragestellungen will ich meine Ausführungen und Anmerkungen zur Ausdifferenzierung der Orientierungen und Erwartungen einer vermeintlich homogenen Gruppe, die Studentenschaft, ordnen und präsentieren: Erstens, noch einfach: Welche Motive und Orientierungen äußern die Studierenden, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten sind erkennbar? Zweitens, schon anspruchsvoller: Welche und wieviele sozio-kulturelle Muster zeigen die Studierenden, wenn wir ihre Wertorientierungen und ihre Studienstrategien betrachten; sind deutliche Fachkulturen erkennbar oder verschwimmt alles? Drittens, recht schwierig: Welchen Wandel der kulturellen Konstellationen können wir in den letzten Dekaden beobachten - und wohin weist die Entwicklung? Nebenbei ist die Frage zu behandeln: Spielt in diesem Kontext für die Studierenden die "Kultur und Kunst" im engeren Sinne, hoch oder trivial, top oder pop, noch eine Rolle, oder sind sie bereits zu "kulturlosen" Fachmenschenn verkümmert?

(3) Empirische Grundlagen: Studentensurvey

Die studentische Kultur in ihren Differenzierungen wie in ihrem Wandel ließe sich im Sinne eines ethnographischen Berichtes über die universitären "Stämme" darstellen und entfalten: mit ihren Zeremonien und Festen, Riten und Gebräuchen, Kleidungs- und Essens- wie Sprachgewohnheiten. Ich will mich heute auf andere Quellen der Empirie stützen, die vielleicht weniger anschaulich und expressiv sind, die es aber, meiner Ansicht nach, erlauben, gerade der Frage von Ausdifferenzierung und Wandel auf die Spur zu kommen. Es sind die Aussagen und Stellungnahmen von Studierenden, wie sie diese in Befragungen äußern, genauer: in umfangreichen, schriftlichen Befragungen, genannt "Studentensurveys".

Sie sind konzipiert analog zu den Sozialerhebungen, die den Studentenwerken sicherlich thematisch näher liegen, zudem bereits über eine längere Tradition seit den 50er Jahren verfügen. Nach dem Motto, der Student lebt nicht von Geld und Mensaessen allein, ging es uns bei der Initiierung und Etablierung dieses Studentensurveys Anfang der 80er Jahre mit dem Titel "Studiensituation und studentische Orientierungen" darum, die Studierenerwartungen und Studierenerfahrungen, die Studienstrategien und Studienprobleme, die beruflichen und gesellschaftlich-politischen Vorstellungen der Studierenden zu erfassen, und zwar in einem Instrument, das zur Dauerbeobachtung taugt, notabene ein schriftlicher Fragebogen.

Damit haben wir seit 1982/83 alle zwei bis drei Jahre fast 10.000 Studierende an Universitäten und Fachhochschulen befragt, bislang fünfmal, zuletzt im WS 1992/93; da konnten erstmals auch Studierende aus den neuen Bundesländern einbezogen werden.

Auswahl und Umfang der beteiligten Hochschulen und Studierenden sichern eine weitgehende Repräsentativität der Befunde. Sie ermöglichen darüberhinaus tiefergehende Analysen und Vergleiche etwa nach Fächern und Geschlecht, nach den Erwartungen und Orientierungen im zeitlichen Verlauf, eine wichtige Voraussetzung, um auf die gestellten Fragen antworten zu suchen und möglicherweise zu finden.

(4) Die Alma Mater nährt viele Kinder: Aber nicht alle wollen Wissenschaft als Hauptspeise

Global deklarieren die allermeisten Studierenden, daß ihnen Studium und Hochschule wichtig oder gar sehr wichtig seien. Jedoch, die erste zu beachtende Differenzierung, jedem zehnten gilt das Studium als unwichtig. Obwohl sie die Hochschule besuchen, zumindest sich "ordentlich" immatrikuliert haben, sind diese Studierenden innerlich ausgeschieden, haben mit Studium und Hochschule nichts oder ganz wenig im Sinn, ihr Lebens- und Tätigkeitsschwerpunkt ist woanders. Es handelt sich um Pro-Forma oder Teilzeitstudierende, um zumindest 150.000 an der Zahl. Die Hochschulen wissen noch nicht so recht, wie sie mit ihnen umgehen sollen, und zwar auch deshalb, weil sie dem Bild des "Normalstudenten" immer noch anhängen als angeblich allseits geltende Norm.

Die offenbar hohe Bedeutung des studentischen Daseins und des Lebens in und um die Hochschule ist allerdings nicht bei allzu vielen gestützt durch einen entsprechenden Stellenwert von Wissenschaft und Forschung, die zweite bedeutsame Differenzierung. Einem Drittel sind sie sogar gleichgültig; nicht mehr als einem Viertel gelten sie als zentral. Nur für einen Teil der Studierenden heißt Studieren demnach primär Wissenschaft betreiben zu wollen. Am ehesten ist dieser Konnex bei Naturwissenschaftlern, vor allem den Physikern, vorhanden.

Andere Studierende definieren die Universität in erster Linie als kulturellen Lebensraum ihrer eigenen Erprobung und Selbstverwirklichung; wieder andere sehen sie als Institution beruflich-praktischer Qualifizierung, manche anspruchsvoller, manche schlicht und solide; und wieder andere betrachten sie als Ausgangsbasis für intellektuell-kritische Auseinandersetzungen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen. Ein kleiner Teil schließlich nutzt sie - meist notgedrungen - als "Wartesaal" vor der Berufsaufnahme, weil der Arbeitsmarkt verstopft ist. Kurzum: die Alma Mater nährt viele Kinder; aber keineswegs alle wollen Wissenschaft als Hauptspeise.

Entsprechend fallen die Erwartungen an den Ertrag des Studiums und die Motivprofile der Fachwahl von Fach zu Fach sehr unterschiedlich aus. Enkulturation, im Sinne einer kulturell-geistigen Allgemeinbildung oder gemeint als Entwicklung der eigenen Individualität oder kritischen Intellektualität, steht für die meisten Geistes- und Sozialwissenschaftler im Vordergrund. Spätere Berufspraxis dominiert bei den Medizinerinnen wie sonst

nirgends. Die Bedeutung fachlich-wissenschaftlicher Schulung heben die Naturwissenschaftler hervor. Am ehesten setzen Ökonomen und Juristen auf die mit dem Studium verbundenen Gratifikationen und Chancen, wobei einige die Fachinhalte nicht sonderlich interessieren, fast beliebig scheinen. In gewissem Maße schielen auch die Ingenieure nach den beruflichen Chancen, aber für sie bleibt doch das technische Fachinteresse dominant, auf das viele regelrecht fixiert sind. Dagegen sind solche Überlegungen für Geistes- und Sozialwissenschaftler, weitgehend auch für Naturwissenschaftler, außerordentlich nachrangig, wenn nicht völlig bedeutungslos, darin nicht selten idealistisch erscheinend.

Es ist erstaunlich, mit welcher geheimnisvoller Sicherheit sich Studienanfänger in fachkulturelle Kontexte plazieren, die mit ihren vorgängigen Motiven und Interessen korrespondieren. Das hat eine große selektive Heterogenität und große Fachunterschiede in solchen Sinnstiftungen, Nutzenerwägungen und Motiven zur Folge, und zwar vom ersten Semester an.

(5) Ideale im Widerspruch zur betrieblichen Wirklichkeit

Die Erwartungen der Studierenden an die Universität und an das Studium, an ihren späteren Beruf wie an sich selbst, sind, vor allem zu Anfang, weit gefächert und hoch gesteckt. Hinsichtlich der Wertdefinitionen und Aufgabenzuschreibungen sind sie zumeist von fast heroischem Zuschnitt, kleinbürgerliche Enge und Bescheidenheit kann man darin nur selten erkennen. Das Anspruchsniveau an die Universität wie an sich selbst gerät jedoch mit deren betrieblicher Wirklichkeit in Spannung und reibt sich ständig daran. In den Augen der meisten Studierenden hat sich das Studium allzu sehr zur fachspezifischen Schulung verengt, auf Kosten von beruflicher Qualifikation, persönlicher Bildung und Förderung von Kritikfähigkeit und Autonomie.

Allerdings sind in dieser Hinsicht wiederum Fachunterschiede zu beachten: die Widersprüche zwischen den ideellen Erwartungen und den tatsächlichen Erfahrungen sind für Sozial- und Geisteswissenschaftler besonders groß und ärgerlich, für Juristen und Ökonomen fallen sie viel seltener an. Der Unterschied liegt aber weniger an der wahrgenommenen Wirklichkeit als am niedrigeren Anspruchshorizont der Juristen und Ökonomen, was sich mit ihrer überwiegend instrumentell-konventionellen Haltung verträgt.

Bei ihren Studienstrategien können die Studierenden nicht umhin, der Wirklichkeit im Fachbereich Rechnung zu tragen. Als zentrale Anforderungen erleben sie, ein großes Faktenwissen zu erwerben sowie viel und intensiv für das Studium zu arbeiten, freilich mit Unterschieden: Ingenieure und Mediziner mehr, Soziologen und Germanisten weniger. Dagegen sehen sie sich selten gefordert, zugrundeliegende Prinzipien zu verstehen oder eigene Interessenschwerpunkte zu entwickeln. Noch weniger sind sie gefordert,

sich für soziale und politische Fragen zu interessieren oder in fremden Fachgebieten Bescheid zu wissen.

In dieser Diskrepanz zwischen breitem Bildungsversprechen und verengter Erfahrung ist einer der Hauptgründe dafür zu sehen, daß Studierende sich zwar ideell mit Studium und Universität identifizieren, sie aber vielfach nicht als ihren "Lebensraum" empfinden, sondern als "Lernfabrik".

Hinzukommen vielfach Anonymitätsempfindungen und manchmal auch Isolation; vor allem der Kontaktmangel zu Hochschullehrern sowie die Erfahrungen, auf einen bloßen Leistungsträger reduziert zu sein, nicht mitwirken zu dürfen an der allgemeinen Gestaltung der Hochschule wie an einzelnen Lehrveranstaltungen, führen zu Eindrücken der Ausgegrenztheit, zu Unzufriedenheiten und zu Irritationen.

(6) Studienkonzepte und ihre Verwirklichung klaffen auseinander

Nicht zuletzt aufgrund der Zwänge der Studienanforderungen, auf die sich die Studierenden einlassen müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, im Studium zu scheitern, klaffen in vielen Bereichen die ideellen Studienkonzepte und die direkten Studienabsichten beziehungsweise konkreten Verhaltensweisen auseinander, dazu drei Beispiele.

Fast alle Studierenden meinen zwar, man sollte eigentlich fachfremde Lehrveranstaltungen besuchen, insgesamt bleibt der Anteil derjenigen Studierenden, die Lehrangebote außerhalb ihres Fachstudiums besucht haben, jedoch niedrig. Besonders deutlich fällt die Diskrepanz beim Auslandsstudium aus: Für eine Mehrheit würde es zum wünschenswerten Studienverlauf gehören, gleichwohl haben nur fünf Prozent wenigstens ein Semester im Ausland verbracht.

Zum Idealkonzept zählt bei vielen auch ein Hochschulwechsel. Zwar haben von den Studierenden einige die Hochschule gewechselt (ca. 15 Prozent), prinzipiell sind hier jedoch vergleichbare Diskrepanzen zwischen Wunsch und Wirklichkeit wie beim Auslandsstudium zu konstatieren. Am häufigsten nehmen Studierende der Sprach- und Kulturwissenschaften einen Hochschulwechsel vor (etwa jeder Fünfte), am seltensten Studierende der Ingenieurwissenschaften (nicht einmal jeder Zehnte).

Das ideelle Konzept vom weitgefächerten, abwechslungsreichen Studium, so ist zu resümieren, fällt in der Verwirklichung bescheidener aus: Die überwiegende Mehrheit der Studierenden absolviert das Studium in dem vorgezeichneten Rahmen ihres Faches. Mit dessen Vorgaben, Anforderungen und Gegebenheiten sind sie zwar häufig unzufrieden; aber alles in allem sind sie doch gern "Student" oder "Studentin".

(7) Zwei kulturelle Schichten: Identitäts- und Arbeitskultur

Wollen wir die unterschiedlichen studentischen Orientierungen und Verhaltensweisen über solche Skizzierungen hinaus systematischer aufarbeiten (die zweite Fragestellung aufnehmend), sind wir auf Konzepte wie "studentische Kultur" oder "Fachkulturen" angewiesen. Ohne im Augenblick die Vieldeutigkeiten des "Kultur-Begriffs" zu entfalten - das wäre eine unendliche Geschichte -, mag es jedoch weiterhelfen, zwei kulturelle Schichten zu unterscheiden: zum einen die der "Rollen- und Identitätskultur", zum anderen die der "Arbeits- und Betriebskultur". Was meint das?

Die Rollen- und Identitätskultur ist gleichsam als das Sonntagskleid anzusehen. Sie umgreift Sinngebungen und Selbstdefinitionen, allgemeine Wertorientierungen und damit auch das, was als Tugenden und Kompetenzen gilt - und wie sich das in der Inszenierung, Präsentation und Kommunikation mit anderen niederschlägt.

Nüchterner geht es zu, wenn man sich der "Arbeits- und Betriebskultur" im Studienalltag zuwendet, gleichsam das "Werktagskleid". Sie umfaßt zuvörderst Standards und Regelungen hinsichtlich der Arbeit und Anforderungen, der Studienleistung und ihrer Strukturierung wie Ausrichtung. Ebenso ist das soziale Klima der Beziehungen und des Umgangs miteinander bedeutsam, wie es sich in engeren oder distanzierteren Kontakten, Zugänglichkeiten oder Abgrenzungen ausdrückt.

Diese beiden kulturellen Schichten gehen nicht völlig ineinander auf, sie sind sogar in gewisser Weise voneinander unabhängig, weisen aber zumeist eine innere Korrespondenz auf. Ich will mit dem Werktagskleid beginnen.

(8) Arbeitskultur und soziales Klima

Die Arbeitskultur der Studierenden läßt sich recht gut anhand zweier Indikatoren erfassen: der Intensität und Art der Leistungserbringung sowie der Regelmäßigkeit und Gliedertheit ihres Studienaufbaus. Zieht man diese Indikatoren heran, wird erkennbar: Zwischen den Fächern ist kein gemeinsamer Standard hinsichtlich der Leistung und Arbeitskultur zu erkennen. Ebenfalls fehlt es an übergreifenden Konventionen des Umgangs miteinander: Die Spannweite reicht von einem sozialen Klima der Konkurrenz, Distanz und Unzugänglichkeit (z.B. Juristen, Ökonomen), bis hin zu freundlichen, offenen und beziehungsbetonten Gemeinschaften (z.B. Ethnologen, Sozialpädagogen).

Im übrigen besteht auch hier eine eigentümliche "Wahlverwandtschaft" zwischen den Arbeits- bzw. Studienstilen der Studierenden und den Anforderungsstrukturen bzw. dem Betriebsklima der Fächer.

Gehen wir fünf solcher Arbeitskulturen einmal durch: In den Sozialwissenschaften vor allem erleben die Studierenden ein unstrukturiertes Anforderungsdefizit, was zu vielfa-

cher Unterforderung bei gleichzeitiger Desorientierung führt. Nicht wenige verlaufen sich in dieser unübersichtlichen Studienlandschaft. Zeitaufwand und Arbeitsintensität sind vergleichsweise eher gering und sporadisch. Oft ist die Beziehungsarbeit wichtiger als die Sacharbeit, vor allem bei den Sozialpädagogen.

Eine eng strukturierte Leistungsüberforderung, eine hochgradige Verschulung mit vielen Hürden herrscht in den Ingenieurwissenschaften vor, fast noch mehr in der Medizin; die Folgen sind Hetze, Einspannung, wenig Zeit zum Nachdenken und oftmals die Frage: Ist das überhaupt studierbar? Man hat keine Zeit für andere Dinge, auch kulturelle oder politische, was die Mediziner mehr bedauern als die Ingenieure.

Wenig Strukturierungshilfen bei dennoch hohen Anforderungen sehen sich Jurastudenten gegenüber. Das Motto scheint zu sein: Keiner weiß, wo es langgeht, aber das mit großer Intensität. Es ist wenig verwunderlich, daß dann zum Repetitor gegangen und zu den Skripten älterer Studenten als Rettung gegriffen wird. Das soziale Klima ist hart, die gegenseitige Konkurrenz besonders groß.

Solche fachlichen Arbeitskulturen wie in den Sozialwissenschaften, in den Ingenieurstudiengängen, in Medizin und in Jura erschweren jede auf ihre Art sinnvolle Studienstrategien und einen breiten Studierertrag. Auf der einen Seite werden zwar Fachkenntnisse eingetrichtert, aber die Allgemeinbildung und Autonomie leidet; im anderen Falle wird zwar die persönliche Entwicklung gefördert, wobei manche Krisen in Kauf genommen werden, aber die fachliche Fundierung bleibt defizitär.

Ein breiterer Studierertrag erscheint eher möglich in Arbeitskulturen, die entweder dem traditionellen Modell eines akademischen Bücher-Studiums in Einsamkeit und Freiheit oder dem modernen Modell eines Fachstudiums im Forschungslabor eines Wissenschaftsteams folgen. Viele Geisteswissenschaften entsprechen dem ersteren Modell eines ausgewogenen Anspruchsniveaus bei mittlerer Strukturierung. Es handelt sich um eine Balance zwischen gängelnden Vorgaben und individuellem Gewähren. Hohe Leistungserwartungen bei nicht übertriebener Regelungsdichte sind in den Naturwissenschaften häufig zu finden; es herrscht - dem zweiten Modell entsprechend - eine spannende Arbeitskultur mit weitgehend vorgezeichneten Wegen.

Die Unterschiede zwischen den Fächern hinsichtlich ihrer Arbeitskultur und des sozialen Klimas sind insgesamt so groß, gemeinsame Standards und Konventionen so gering, daß man sich fragt, ob das alles gleichermaßen als "Studieren" bezeichnet werden kann. Daraus folgt auch: Gestaltungen und Verbesserungen der betrieblichen Arbeitskultur und damit Studienqualität an den Hochschulen lassen sich nicht pauschal verordnen, sondern hätten notwendig in differenzierter Weise fachspezifisch anzusetzen. Sie brauchen nicht "stromlinienförmig" und völlig gleich sein, aber Mindeststandards wären zu beachten und eine angemessene Balance der Anforderungen herzustellen.

(9) Bedeutung von "Kunst und Kulturellem"

Mit einer einfachen, aber signifikanten Frage an die Studierenden will ich in das Feld der Rollen- und Identitätskultur überwechseln, das was hauptsächlich sozial die Präsentation des Selbst und seine Auseinandersetzung mit anderen steuert - die einfache Frage lautet: Wie wichtig sind den Studierenden verschiedenen Lebensbereiche wie Wissenschaft und Forschung, Beruf und Arbeit, Politik und öffentliches Leben oder Kunst und Kulturelles?

Im Verhältnis der Wichtigkeiten dieser Lebensbereiche ergeben sich aufschlußreiche, deutlich voneinander abweichende Profile für die Studierenden der verschiedenen Fächer. Sie unterscheiden sich danach, ob ein Bereich dominiert, somit ganz im Vordergrund steht und prägend wirkt; oder ob eine Äquivalenz zwischen mehreren Bereichen besteht, die in Balance zu halten sind; und schließlich, ob ein Bereich keine oder nur eine geringe Bedeutung besitzt, eine Devalenz, d.h. Abwertung erfährt.

Mitzuteilen sind dazu folgende Befunde: Kunst und Kulturelles dominiert ganz eindeutig bei den Studierenden der Musik- und Kunstwissenschaft; aber auch die Germanisten nebst den Architekten weisen ihr einen ganz hohen Stellenwert zu. Schließlich genießt Kunst und Kulturelles auch bei den Romanisten und Anglisten eine herausgehobene, vorrangige Wertschätzung.

Eine Äquivalenz von Kulturellem und von Beruf finden wir bei den Psychologen und Erziehungswissenschaftlern, eine Äquivalenz von Kultur und Politik bei den Historikern, Journalisten und bei manchen Soziologen und Politologen.

In einer ganzen Reihe von Fächern genießt Kunst und Kulturelles keinen besonderen Wert, ist sogar weitgehend nachrangig, stößt auf wenig Resonanz oder Interesse: Am ausgeprägtesten ist die geringe Valenz von Kunst und Kultur bei drei ingenieurwissenschaftlichen Fächern, den Bauingenieuren, Elektrotechnikern und Maschinenbauern. Auch Wirtschaftswissenschaftler und Betriebswirte können mit Kunst und Kultur nicht viel anfangen, lassen sich dadurch kaum ansprechen. Einen geringen Stellenwert besitzt dieser Lebensbereich zudem bei den Geologen, Mathematikern und vielen Chemikern. Schließlich sind die Studierenden der Forst- und Sportwissenschaften wenig durch "Kunst und Kultur" zu begeistern, eher meiden sie dieses Terrain oder lassen sich sogar abschrecken, es zu betreten.

(10) Verschiedene kulturelle Konstellationen der Fächer

Nehmen wir alles in allem, dann können wir von der empirischen Basis der studentischen Motive, Orientierungen und Vorstellungen her zehn eigenständige, abgrenzbare Kulturen an der Universität unterscheiden, wobei sich von vier traditionellen Kulturen im Laufe der Zeit sechs weitere ausdifferenziert haben.

Bevor ich sie kurz skizziere, sei darauf hingewiesen, was eine jeweilige kulturelle Konstellation ausmacht, weil es das Verständnis zu erleichtern vermag: Es ist das Zusammenspiel einer konturierten sozialen Figur verbunden mit einem sozial-kulturellen Handlungsprinzip, das die Vorstellungen durchzieht, zusammenhält und gegenüber den anderen abgrenzt. Ich habe also jeweils die kulturelle Konstellation, die bestimmende soziale Figur und das handlungsleitende Prinzip zu benennen, um dann die dafür jeweils typischen Fächer anzuführen, was hier alles nur recht holzschnittartig erfolgen kann.

- I Da ist zuerst die Konstellation der szientifischen Fachkultur mit der sozialen Figur des Fachwissenschaftlers und dem Prinzip der exakten Wahrheitsfindung, kennzeichnend dafür sind die Fächer der Physik und Chemie. Es herrscht eine nüchterne Atmosphäre, es dominiert der Bezug auf die "reine Wissenschaft". Kulturelle und politische Interessen sind nachgeordnet, wenngleich nicht völlig ausgegrenzt. Dies stellt sicherlich eine der Kernkulturen der modernen Universität dar, zumal mit hohem Prestige und hoher Geltungskraft ausgestattet.
- II Die zweite bedeutsame Konstellation ist die autonome Professionskultur mit der sozialen Figur des akademischen Freiberuflers in eigener Praxis, mit dem Anspruch der eigenverantwortlichen Diagnose und Therapie. Wie in keinem anderen Fach herrscht sie in der Humanmedizin vor.
- III Als weitere, dritte traditionelle Konstellation ist die konventionelle Herrschaftskultur anzuführen, mit dem Prinzip der integrativen Herrschaftsregulierung, dem die, allerdings verblassende Figur der "Honoratioren" entspricht, moderner der "Elite"; Juristen und Nationalökonomien repräsentieren diese Kultur in besonderer Weise mit einem vorausgreifenden elitären gesellschaftlichen Führungsanspruch, dabei überwiegend karrierebezogen und politisch vergleichsweise stark interessiert.
- IV Die vierte traditionelle Kultur ist die der literarisch-geschichtlichen Bildungskultur, die sich an interpretativer Deutung und Stilfragen ausrichtet. Eine Konstellation, die in den Fächern der Germanistik, Sprachen und Geschichte vor allem anzutreffen ist, mit der identitätsstiftenden Figur des Gebildeten, belesen und geschichtsbewußt.

Neben diesen vier Kulturen, die ihre Tradition in der Universitätsgeschichte unterschiedlich weit zurückverfolgen können, sind einige weitere hinzugekommen, haben sich herausgebildet.

Eine besondere Ausdifferenzierung haben jene studentischen Kulturen erfahren, die primär auf den Sektor von Beruf und Arbeit bezogen sind. Spezifisch profiliert haben sich neben der "autonomen Professionskultur" drei weitere Konstellationen:

- V - die technisch-anwendungsbezogene Expertenkultur der Ingenieure, ausgerichtet auf machbare Problemlösungen als Techniker: Fleiß in der Sache, Unsicherheit in Geschmacksfragen, Zurückhaltung bei politischen Themen sind kennzeichnend;
- VI - die adaptive Arbeitskultur, ausgerichtet auf eine gehobene Erwerbsarbeit auf der Stufe des Sachbearbeiters, ohne darüber hinausgehende Ansprüche und Horizonte: wie in der Sportwissenschaft, Forstwissenschaft oder Geographie;
- VII - und die soziale Funktionskultur, wie ich sie nenne, mit ihrem Bezug zur humanitären Praxis, wo nicht der Sachbearbeiter, sondern der Sozialarbeiter als soziale Figur bestimmend ist. Fächer: Erziehungswissenschaft, Sozialpädagogik.

Diese drei Kulturen heben sich eigenständig von der autonomen Professionskultur ab, obwohl gewisse übereinstimmende Momente vorhanden sind. In allen drei Fällen sind aber gewichtige Identitäts- oder Statusansprüche zurückgenommen, sei es in der wissenschaftlichen Fundierung, den kulturell-politischen Horizonten oder hinsichtlich der Autonomie in der Berufstätigkeit.

Auf eine aufschlußreiche Differenz in diesem Zusammenhang sei hingewiesen: für Mediziner und Juristen hat "Kultur" eine relativ hohe, für Ingenieure und Wirtschaftswissenschaftler eine relativ geringe Bedeutung. Es könnte sein, daß sich darin die Grenzlinie zwischen den "klassischen", bürgerlichen und den "modernen", funktionalen Professionen markiert, die wiederum mit der sozialen Herkunft der Studierenden und ihren Fachpräferenzen korreliert.

- VIII Eine eigene, ganz andere Welt ist die instrumentelle Karrierekultur, in der sowohl Wissenschaftlichkeit wie auch kulturelle Bildung als relevante Fundierung weitgehend abhanden gekommen sind. Dafür rückt die Chancenmaximierung im Studium wie im späteren Beruf in den Vordergrund. Als bestimmende soziale Figur kann der Manager gelten, im studentischen Milieu häufiger in Gestalt des "Yuppie" anzutreffen. Vertreten ist diese Konstellation überwiegend bei den Betriebswirten, den Wirtschaftsingenieuren und den Bauingenieuren. Ein gewisses Paradox ist nicht zu leugnen: Je flacher der kulturelle Habitus, desto höher der elitäre Anspruch!

Hier sind in der Tat jene versammelt, die schon Schiller in seiner Jenaer Antrittsvorlesung vor mehr als 200 Jahren als bloße "Brotgelehrte" schmähte, die nur des Amtes, des Geldes wegen studieren würden. Manche Kulturpessimisten, auch unter den Hochschullehrern, neigen dazu, die Studierenden generell so zu etikettieren. Dies ist jedoch völlig unzutreffend und wird den meisten Studierenden nicht gerecht. Aber es stimmt auch

mich bedenklich, daß ausgerechnet jene, die Spitzenpositionen in Staat und Verwaltung, Wirtschaft und Technik anstreben, sich derart kulturell profillos und politisch konventionell präsentieren.

IX Die kritische Ideologiekultur hat zwar, wie die konventionelle Herrschaftskultur der Juristen und Nationalökonomien, in erster Linie Gesellschaft und Politik als Bezugsfeld, jedoch wird die Orientierungsrationalität nicht zur integrativen Herrschaftsregulierung, sondern zur kritischen Auseinandersetzung und Ideologieproduktion verwendet, wie dies für die Fächer Soziologie und Politikwissenschaft am ehesten zutrifft.

Daher ist es verständlich, daß sich trotz des gemeinsamen Bezugs, diese beiden Kulturen gegensätzlich gegenüberstehen, um Vormachtstellung und Meinungsführerschaft im studentischen Milieu ringen. Das mag auch damit zusammenhängen, daß sich die einen eher in den Führungspositionen von Staat, Verwaltung und Wirtschaft wiederfinden dürften, die anderen aber in den Einflußpositionen der Medien oder im Bildungsbereich der Schulen und Hochschulen.

X Näher steht der kritischen Ideologiekultur die literarische Bildungskultur der Geisteswissenschaftler und die expressiv-ästhetische Geisteskultur; in letzterer Konstellation verstehen sich die Mitglieder als "Künstler", denen kreative Gestaltung besonders bedeutsam ist, wie etwa in den Fächern von Musik und Kunst, aber auch in der Architektur, der bunte Tupfer im Bereich der Ingenieurwissenschaften.

Diese zehn Kulturen stehen sich allerdings nicht unverbunden oder mit gleicher Distanz gegenüber. Neben der Differenzierung bestehen unterschiedliche Übereinstimmungen. Manche sind auf der manifesten Ebene deutlich wie die besondere Nähe zwischen der szientifischen Fachkultur und der angewandten Expertenkultur. Auch die unterschiedlichen "Berufskulturen" haben einen engeren Zusammenhang. Ebenfalls kommt die instrumentelle Karrierekultur der Manager und Yuppies recht gut mit der konventionellen Herrschaftskultur aus, sie stützen sich sogar gegenseitig. Schließlich hat die Bildungs- und Geisteskultur größere Affinitäten mit der kritischen Ideologiekultur, die in dem gemeinsamen Bezug auf Sinn und Gestaltung gründen und sich in einer kritischeren oder zumindest distanzierteren Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Gegebenheiten ausdrücken, verstanden als bürgerlich-konventionelle oder ökonomisch-kapitalistisch geprägte Verhältnisse.

Betont man diese vorhandenen Übereinstimmungen und Affinitäten, dann verbleiben vier kulturelle Felder unter dem Dach der Universität:

- die reine oder angewandte szientifische Expertenkultur;
- die autonome oder adaptive-funktionale Professionskultur;

- die konventionelle Herrschafts- und Karrierekultur;
- sowie die kritisch-literarisch-expressive Geisteskultur.

Angesichts der sich abzeichnenden kulturellen Konstellationen in den Fächern und Fächergruppen bedarf es wohl mancher Revisionen in den Klassifikationen und Bildern universitärer Fachkulturen, wie sie im Schrifttum zu finden sind. Jedoch ist ein resignativer Rückzug auf die Position, in der Universität sei eine unüberschaubare Vielfalt unverbunden nebeneinander bestehender Kulturen vorhanden, nicht nötig, weil sich spezifische Grundkonstellationen begrenzter Zahl durchaus erkennen und beschreiben lassen.

Vor allem ist Abschied zu nehmen von der gebräuchlichen Gegenüberstellung der Natur- und Geisteswissenschaften. Sie stellen weder hinsichtlich der Rollen- noch der Arbeitskultur die Hauptgegensätze dar, sie haben sich vielmehr angenähert (das gilt im übrigen auch für ihre politische Kultur). Wenn man so will, sind in der Arbeitskultur zwar zwei grundsätzliche "Blöcke" erkennbar: zum einen die "weiche, anforderungsärmere, offene, kommunikative", zum anderen die "härtere, strukturiertere, zugleich kontaktärmere und konkurrierende" Arbeitswelt. Aber diese beiden Welten werden weder durch Studierende der naturwissenschaftlichen noch der geisteswissenschaftlichen Fächer in typischer Weise repräsentiert, sondern viel konturierter durch Studierende der Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften einerseits, der Sozial- und Erziehungswissenschaften andererseits. Hinsichtlich der Rollenkultur erscheint die Gegenüberstellung von Natur- und Geisteswissenschaften in der Tradition von Snow (1967) noch weniger haltbar. Denn die Hauptgegensätze verlaufen zwischen konventioneller Herrschaftskultur und instrumenteller Karrierekultur (der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften) auf der einen, sowie der kritischen Ideologenkultur (der Sozialwissenschaften) auf der anderen Seite. Sie liegen vor allem in ihren politischen Vorstellungen und Positionen weit auseinander.

(11) Veränderungen in den Studienmotiven und -strategien

Veränderungen im Erscheinungsbild der Studierenden können auf verschiedene Weise eintreten; auf welche Weise die Veränderungen zustande gekommen sind, das ist durchaus zu beachten, wollen wir nicht Mißverständnissen und Fehldeutungen aufsitzen.

- (1) Alle Studierenden, gleich welcher Fachzugehörigkeit und kultureller Provenienz, nehmen eine Orientierungsänderung vor, dem Zeitgeist folgend oder auf Entwicklungen des Arbeitsmarktes reagierend, zum Beispiel ihre stärkere Betonung der Sicherheit des Arbeitsplatzes oder ihr steigendes Desinteresse an hochschulpolitischen Fragen.
- (2) Teile der Studierenden in bestimmten Fächern verändern die Konturen ihrer Rollen- und Selbstdefinition, z.B. Juristen und Ökonomen betonen vermehrt ihren eli-

tären Anspruch auf politische Führung und steigern ihre politische Präsenz; vielen Naturwissenschaftlern geht der Glaube an den Segen und Fortschritt der exakten Naturwissenschaften verloren; manche Germanistikstudenten nehmen Abschied von der literarischen Bohème und verbeamten im Geiste im Vorgriff auf ihre Lehrerrolle.

- (3) Die Geltung der einzelnen kulturellen Muster erreicht ein anderes Gewicht und die stärkere Hegemonie einer Kultur wird durch eine andere abgelöst; die Präsenz und Dominanz der verschiedenen Kulturen auf der universitären Bühne wandelt sich, ohne daß die Unterschiede und Verteilungen sich erheblich verändern.

In den letzten Jahren sind verschiedene Arten von Veränderungsprozessen in der Studentenschaft zu beobachten, sowohl im Hinblick auf die Studienmotive und -strategien, die kulturellen Identitäten ebenso wie bei den gesellschaftlich-politischen Vorstellungen.

Hinsichtlich der Studienmotive und -strategien ist zwar kein Umbruch zu konstatieren, aber eine gewisse Verschiebung, ein Trend, hat alle Fächer seit Mitte der 80er Jahre erfaßt:

- materielle Aspekte haben bei Studienmotiven und Fachwahl an Bedeutung gewonnen, der direkte gratifikatorische Ertrag wird mehr ins Kalkül genommen;
- die Studienphase als "Bildungsmoratorium" ist eher verblaßt, das Studium wird vermehrt als eine Tätigkeit wie "Arbeit" aufgefaßt, neben die zudem häufiger zusätzliche Erwerbsarbeit getreten ist;
- die Berufsaussichten als Steuerung der gewählten Studienstrategien haben an Relevanz gewonnen, direkt oder indirekt;
- das Studium als eine Chance des Ausprobierens von Neuem und Alternativem ist weniger gefragt, die berufliche Qualifizierung rückt mehr in den Vordergrund;
- das "Leistungsprinzip" an der Universität und in der Gesellschaft wird verstärkt akzeptiert, was sich in einer allgemein erhöhten Effizienzbereitschaft, z.B. hinsichtlich der Studiendauer ausdrückt;
- damit einher geht eine gestiegene Konkurrenzorientierung, ein eher individualistischer Egoismus, der nicht mit Autonomie verwechselt werden darf;
- Studieren als "Schlendern" ist seltener geworden, Tätigkeiten, die nicht der "Qualifikation" dienen, werden zurückgestellt;
- hochschulpolitische Partizipation stößt vermehrt auf Desinteresse bis hin zur Gleichgültigkeit; dafür gewinnt körperliche Fitness an Gewicht, wovon der Hochschulsport profitiert.

Es hat, diese verschiedenen Momente zusammenfassend, eine Verschiebung stattgefunden, die sich folgendermaßen kennzeichnen läßt: Die Bildungserwartungen wurden reduziert, die Berufsausbildung und Qualifikation betont. Die Geltung der Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften, als ausstrahlende Kultur und Habitus, hat nachgelassen; die Denk- und Verhaltensweisen der Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften haben allgemein an Gewicht gewonnen.

(12) Gefährdungen und Aufgaben

Das vielfältige Panorama der universitären Fachkulturen, wie ich es Ihnen dargestellt habe, ist nicht ohne weiteres als problematisch oder nachteilig einzustufen. Die Verschiedenheit der Studierenden und der Fächer vermag vielmehr zur inneren, produktiven Spannung und Lebendigkeit der Universitäten und Hochschulen beizutragen.

Die Grenze zur Auflösung der universitären Idee ist aber dann überschritten, wenn der "kulturellen Multiversity" in den Identitäten und Köpfen das einigende Band von Wissenschaft und Rationalität verloren geht, wenn Wissenschaft als forschender und reflexiver Prozeß so weit abgeschrieben ist, daß eine Bildung durch Wissenschaft gar nicht mehr erfolgen kann. In manchen Fächern, bei etwa jedem achten Studierenden, ist diese Gefährdung nicht zu übersehen.

Eine andere Gefährdung besteht darin, daß im Zuge der Differenzierung sich Einseitigkeiten ausbilden oder Verflachungen eintreten. Häufiger wird dem mittleren Studenten, wie schon in den 50 Jahren durch den damals berühmten Germanisten Killy, kleinbürgerliche Ungeistigkeit (und damit Kulturlosigkeit) sowie politische Apathie (und damit Verantwortungslosigkeit) unterstellt. Für die Mehrheit der Studierenden trifft das nicht zu, obwohl Tendenzen zur Konventionalisierung und Gleichgültigkeit nicht zu übersehen sind; und sich in manchen Fachkulturen sogar in problematischer Weise ausgebreitet haben.

Auf praktische Folgerungen aus all den Ausführungen will ich mich nicht im Detail einlassen, drei grundsätzliche Perspektiven aber abschließend zu bedenken geben:

Wir haben anzuerkennen, daß es verschiedene Rationalitäten und damit Fachkulturen an den Hochschulen gibt; es kommt weniger darauf an, sie einzuebnen, als vielmehr ihr jeweils positives Potential sogar zu stärken und Brücken zu schlagen, damit nicht eine Kluft im kulturellen Bereich oder feindliche Lager im politischen Bereich entstehen.

Soll der Tendenz zur "Beruflichen Ausbildungsanstalt" an den Universitäten entgegen gewirkt werden, soll das Versprechen der Bildung durch Wissenschaft für möglichst viele Studierende gewahrt werden, dann gehört dazu, im Studium Grade der Freiheit

und Zeiten der Muße zu belassen. Denn sie sind es letztendlich, die die Bildungsprozesse auslösen. Dazu gehört auch, die Studierenden vermehrt an den Forschungsprozeß heranzuführen und daran zu beteiligen.

Wir haben den studentischen Gestaltungswillen zu stärken, der sich ausbreitenden Gleichgültigkeit entgegenzuwirken, weil in ihr ein mittlerweile gefährliches Ausmaß Verantwortungslosigkeit enthalten ist. Dazu reichen aber Appelle und Aufrufe zur Mitarbeit allein nicht aus. Die realen Chancen der Studierenden zur Einflußnahme und zur Verantwortung müssen vielmehr wieder vergrößert werden: bei der Lehrplangestaltung, in der Fachschaftsarbeit bis hin zur politischen und kulturellen Betätigung an den Hochschulen.

Quellen und Literatur

Bargel, T.: Wieviele Kulturen hat die Universität? Ein Vergleich der Rollen- und Arbeitskultur in vierzig Einzelfächern. (Hefte zur Bildungs- und Hochschulforschung 2). Konstanz, Arbeitsgruppe Hochschulforschung, März 1988.

Bargel, T.: Studiensituation und Studienstrategien: Zurechtkommen und sich selbst behaupten an der Hochschule. In: L. Huber/ M. Wulf (Hg.): Studium - nur noch Nebensache? Freiburg: Dreisam, 1989, 60-83.

Bargel, T.: Student und Politik im vereinten Deutschland. Bildung-Wissenschaft-aktuell 3/94. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft.

Bourdieu, P.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/Main 1982.

Fallon, D.: The German University. A Heroic Ideal in Conflict with the Modern World. Boulder, Col. 1980.

Kerr, C.: The Uses of the University. New York, 1966.

Killy, W.: Der mittlere Student. In: Ders. (Hg.): Bildungsfragen. München 1971, S. 110-119.

Liebau, E./ L. Huber: Die Kulturen der Fächer. In: Neue Sammlung, 25. Jg., Heft 3, 1985, S. 314-339.

Parsons, T./ G.M. Platt: The American University. Cambridge Mass. 1973.

Snow, C.P.: Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. Stuttgart 1967.

Tino Bargel

**Aktuelle Analysen zur Entwicklung studentischer Orientierungen.
Ein Beitrag zur Klientelanalyse studentischer Kulturförderung**

(Referat zur Fachtagung Kultur des Deutschen Studentenwerkes in Leipzig
am 24. Juni 1997)

(1) Einführung: Perspektiven und Themen des Referates

Das Klientel studentischer Kulturförderung, so setze ich voraus, sind alle Studierenden, nicht nur die kulturell interessierten oder aktiven. Allerdings, was die „Klientelanalyse“ kompliziert, „den Studierenden“ gibt es nicht, weder als Durchschnittsbildung noch als Normal- oder Idealtypus. Gerade die Unterschiedlichkeit der Studierenden, die zunehmende Heterogenität ist ein wichtiges Kennzeichen der Studentenschaft geworden. Und eine ganze Reihe von Veränderungen in der Situation, den Haltungen und Perspektiven der Studierenden sind zu registrieren, die für das, was Kulturförderung meinen kann, bedeutsam sind, wiewohl sie nicht immer einfach zu verstehen und einzuordnen sind.

Der Anspruch einer „aktuellen Analyse“ ist nur bedingt wörtlich zu nehmen. Die letzte Erhebung des Studierenden surveys, auf die ich mich stütze, fand im WS 1994/95 statt. Der Vorteil des Studierenden surveys ist jedoch, daß er mittlerweile eine beachtliche Zeitreihe umfaßt. Seit 1983 wurden insgesamt sechs Erhebungen durchgeführt, alle zwei bis drei Jahre, seit 1992 auch unter Einbeziehung von Studierenden und Hochschulen in den neuen Ländern - eine für sich genommen aufschlußreiche Möglichkeit des Vergleichs. Aufgrund des stabilen Instrumentariums und der gleichen, weitgehend repräsentativen Auswahl der Studierenden sind mit der vorhandenen Zeitreihe, soweit es die benutzten Indikatoren erlauben, Entwicklungen und Trends, Wandel oder Stabilität recht genau zu registrieren.

Zuletzt haben wir den Bericht vorgelegt: **Studium und Studierende in den 90er Jahren**, sowohl in einer Kurz- wie Langfassung; dieser Bericht liefert auch die Grundlage für meine Ausführungen.

Einen gerafften Überblick über jene studentischen Erfahrungen und Orientierungen, die für eine Kulturförderung mit und für die Studierenden von belang sein können, will ich zu folgenden sieben Bereichen geben:

- (1) Zuerst zur Studentenrolle heute im Hinblick auf biographischen Aufbau, Studiensituation und Selbstverständnis,

- (2) Zweitens zu den motivationalen Haltungen und Studienstrategien: Wie wird das Studium angelegt und absolviert (mit einem speziellen Blick auf den Zeithaushalt der Studierenden)?
- (3) Sodann die beruflichen Perspektiven: Was haben sie mit dem Studium zu tun und welche Spannungsfelder ergeben sich dadurch?
- (4) Gesellschaftliche und politische Haltungen der Studierenden: Haben sie sich gewandelt und wer hat die „Meinungsführerschaft“?
- (5) Sind Massenbetrieb und Anonymität kennzeichnend für die Studiensituation? Hat das soziale Klima an den Hochschulen als Stätten der Kultur „kulturfeindliche“ Züge?
- (6) Damit im Zusammenhang steht die Frage nach den studentischen Interessen und Formen des Engagements: Gibt es sie noch und wo liegen sie?
- (7) Schließlich: Welchen Stellenwert hat der internationale Austausch, der Kontakt mit ausländischen Studierenden und von welchen Haltungen ist er getragen?

Weil ich zu diesen Bereichen nur einen kurzen, etwas kaleidoskopartigen Überblick liefern kann, muß manche, eigentlich notwendige Differenzierung unterbleiben, etwa nach der unterschiedlichen Situation an den einzelnen Hochschulen.

(2) Zum Wandel der Studentenrolle

Die gesellschaftlichen Entwicklungen lassen das studentische Dasein nicht unberührt; die Hochschule ist längst kein „Elfenbeinturm“ mehr, das studentische Dasein kein „privilegiertes Moratorium“ in „Einsamkeit und Freiheit“, enthoben vor allem den Mühen der Erwerbstätigkeit, wie das klassische Konzept aussah.

Folgende Entwicklungen signalisieren einen einschneidenden **Wandel der Studentenrolle**:

- (1) Viele Studierende suchen nach der Schule nicht mehr den direkten Weg in das Studium, sondern schieben eine Phase der beruflichen Ausbildung oder anderer Tätigkeiten ein. Die „Festgelegtheit“ auf ein Hochschulstudium und auf die „Studentenrolle“ ist geringer geworden. Das Alter bei Studienbeginn ist zudem im Schnitt höher und streut zugleich weiter.
- (2) Eine auffällige Tendenz ist die zunehmende Erwerbsarbeit der Studierenden, und zwar während des Semesters. Sowohl die Zahl der Studierenden, die erwerbstätig sind, steigt immens (mittlerweile zwei Drittel), als auch der zeitliche Umfang der Erwerbstätigkeit, im Durchschnitt acht Stunden in Westdeutschland, etwa fünf Stunden in Ostdeutschland.

- (3) Die Studierenden sind in ihrem Selbstverständnis häufiger nicht mehr „Vollzeitstudierende“ mit Studium und Hochschule als „Lebensmittelpunkt“. Viele verstehen sich als „Teilzeitstudierende“, fast ein Drittel, oder gar nur als „Pro-forma-Studierende“, das allerdings wenige, etwa vier Prozent.
- (4) Wissenschaft und Forschung, als Grundlage der universitären Bildung, ebenso wie forschendes Lernen als Kern des Studiums, gilt nur für einen Teil der Studierenden als wichtig. Eine weniger idealistische oder heroische, vielmehr pragmatisch-nüchterne Sicht ihrer Rolle und Situation greift um sich.
- (5) Selbstverwirklichung als vorrangiges Lebensziel hat an Attraktivität erheblich verloren. Damit auch die Sicht der Studienphase als Zeit persönlicher Entwicklung, mit der Möglichkeit, Neues und Alternatives zu erproben, intellektuell, sozial oder kulturell.

Die Studierenden in den neuen Ländern entsprechen in einigen Zügen ihres Profils noch weit mehr dem „traditionellen“ Bild: Sie sind im Schnitt jünger, beginnen das Studium zügiger, sind seltener und weniger erwerbstätig, besuchen viel mehr Lehrveranstaltungen und verbringen mehr Zeit an der Hochschule. Sie wirken auch insgesamt homogener, durchweg sind die Fachdifferenzen noch viel geringer.

Die Veränderungen mit der stärkeren Einbindung in das Erwerbs- und Berufsleben sind so weitreichend, daß **von einer neuen Konturierung der Studiensituation und der Studentenrolle** bei immer mehr Studierenden auszugehen ist. Das Studium ist zumeist kein reines „Moratorium“ mehr und die Studentenrolle ist vielfach nicht mehr als „total“ zu begreifen. Jedenfalls zeigt sich bei den Studierenden eine zunehmende Aufspaltung ihrer Tätigkeiten, sei es in **der Sequenz ihrer Ausbildungsbiographie** oder sei es im **Nebeneinander verschiedener Betätigungen**.

Es sind weitgehende Umstellungen im Verlauf der Sozialisation und sozialen Identitätsbildung der Studierenden zu erkennen: Ihren biographischen Verlauf legen Studierende gegenwärtig weniger linear und eindimensional an, vielfach werden „collagenhaft“ Teile zusammengetragen. Ob und wie sie „zusammenpassen“, bleibt oft eine offene Frage.

(3) Zur studentischen Rolle gehört die Brücke in die Zukunft

Die studentische Rolle ist auf Zukunft angelegt. Die Studienphase ist keine Sache auf Dauer, wiewohl sie manchmal sehr ausgedehnt wird. Das studentische Dasein, insgesamt wie insbesondere in seinen fachspezifischen Mustern, ist in starkem Maße durch den späteren Beruf bestimmt, sei es ein professionelles Berufsbild wie das des Arztes oder Richters, oder ein Tätigkeitsfeld wie das des Ingenieurs. Die Brücke in die Zukunft ist aber seit längerem brüchig geworden. Damit sind folglich auch Brüche im Habitus der Studierenden verbunden.

Die Verunsicherung, nach der Ausbildung längerfristig gar keine Stelle zu finden oder zumindest keine ausbildungsadäquate, ist ein hoher Streßfaktor im Studium, selbst wenn ihn viele verdrängen. Je höher aber die Semesterzahl steigt, desto stärker machen sich schlechte Berufsaussichten als Belastung im Studium bemerkbar. Diese Belastung bleibt nicht isoliert, sondern strahlt gleichsam in viele Bereiche des Studierens und der Lebensführung hinein. Sie ist in Ost wie West ähnlich hoch - und hat sich in den letzten Jahren wieder mehr verbreitet, zum Teil sogar schubartig, zuerst waren auch die Mediziner, zuletzt sogar die Ingenieure massiv betroffen.

Die Irritationen aufgrund der unsicheren oder schlechteren Berufsaussichten führt bei nicht wenigen Studierenden dazu, daß die Fachidentifikation verloren geht. Zumal bei jenen, für die das Fachinteresse oder ein fester Berufswunsch bei der Studienwahl nicht so sehr im Vordergrund standen. Dieser Verlust der Fachidentifikation trägt dazu bei, die Studienintensität zu lockern und den Studienabschluß hinauszuzögern.

Die Studierenden erfahren angesichts der veränderten Berufswelt und des problematischen Übergangs in den Beruf **widersprüchliche Ansprüche und Anforderungen**. Sie geraten in manche **Spannungsfelder**, die sie nur schwer auflösen können, zum Beispiel:

- zwischen eigenem fachlichem Interesse und Berufswunsch einerseits und Berücksichtigung von Arbeitsmarkt- und Berufsaussichten andererseits (bei den Kriterien ihrer Entscheidung);
- zwischen der Aufforderung, zügig und möglichst kurz zu studieren, und den zusätzlichen Anforderungen hinsichtlich außerfachlicher Qualifikationen und außeruniversitären Engagements (bei der Anlage des Studiums);
- zwischen verlangter Zielgerichtetheit auf der einen Seite und geforderter Flexibilität auf der anderen Seite (bei der Studienanlage und Stellensuche).

Die Flexibilität und Mobilitätsbereitschaft der Studierenden ist groß: Sie sind zu Einbußen und Belastungen überwiegend bereit. Das ist aber nicht beliebig ausdehnbar. Die Grenzen der sogenannten "Zumutbarkeit" werden immer häufiger erreicht. Sie liegen dort, wo sie endgültig und auf Dauer auf einen Beruf verzichten müssen, der ihrer fachlichen Ausbildung entsprechen würde, wozu nur sehr wenige Studierende bereit sind.

Es scheint, als ob manch traditionelles Verständnis von Bildungsbiographien und Entscheidungslogik nicht mehr adäquat ist, weil es sich angesichts der Wirklichkeit auflöst. Das gilt zum Beispiel für den Begriff des "Abbruchs" mit der Implikation des Scheiterns. Das gilt wohl ebenso für das Konzept der "zielgerichteten Studienanlage und Berufswahl", das obsolet wird, wenn die Ziele, d.h. Berufe, zum Teil verschwinden bzw. unzugänglich werden oder ganz neue auftauchen.

Das gilt schließlich, übergreifend, für die verlangte Rationalität von Entscheidungen bei der Studien- und Berufswahl, die in einer sich wandelnden Welt andere Konturen erhält. Wenn die Vorgehensweisen Studierender wegen der stärkeren Spannungsfelder weniger

zielgerichtet und zielorientiert erscheinen, verweisen sie vielleicht auf ein neues Verständnis von „Rationalität“ in den Entscheidungen vieler Studierender. Für sie verbleibt diese neue Form eher auf einer allgemeinen Ebene und bezieht verschiedene, auch heterogene Optionen ein. Vielleicht kann ich das Gemeinte mit einem Bild verdeutlichen: früher hieß Rationalität das Abgehen eines Weges auf ein Ziel hin (einen Wert, einen Zweck, einen Beruf). Heute entspricht Rationalität eher dem Füllen eines Sackes mit Mancherlei; auch wenn man deswegen Zick-Zack läuft oder Rösselsprünge machen muß.

(4) Veränderungen in den Studienstrategien und der Studienintensität

Die Studienstrategien der Studierenden sind eingerahmt durch zwei grundlegende Absichten: Wollen sie das Studium möglichst rasch absolvieren und wollen sie intensiv für ein gutes Examen arbeiten. Solche ehrgeizige „Effizienzorientierung“ hat unter den Studierenden erheblich zugenommen. Immer mehr wollen ihr Studium rasch beenden. Diese Haltung ist in den neuen Ländern noch stärker verbreitet. Sie ist nicht unproblematisch, wenn sie einseitig ausfällt; mit ihr geht eine Abnahme an Interessen über das Fachstudium hinaus einher und der Studierenertrag in allgemeinen Kompetenzen verringert sich, wird schmalspuriger.

Das besagt aber nicht, daß die Studierenden sich nicht breit „qualifizieren“ wollen: Sie gehen in EDV-Kurse und lernen Fremdsprachen (gerade in den neuen Bundesländern). Das geschieht aber weniger aus kulturellem Interesse, zum Beispiel an den Sprachen oder an anderer Kulturkreisen, sondern weil es für bessere Berufsaussichten nützlich erscheint und als „Qualifikation“ dienen kann.

Hinsichtlich der Studienstrategien im einzelnen ist in den letzten Jahren kein Umbruch eingetreten. Aber es hat eine Verschiebung stattgefunden, die sich folgendermaßen kennzeichnen läßt: Die Bildungserwartungen an Studium und Hochschule wurden reduziert, die Berufsausbildung und Qualifikation betont.

Immer noch bestehen erhebliche Unterschiede nach der Fachzugehörigkeit, weshalb studiert wird, welche Erwartungen damit verbunden sind und wie das Studium angelegt wird. Aber allgemein gesehen hat die Geltung der Geisteswissenschaften und Sozialwissenschaften, als ausstrahlende Kultur und als bestimmender Habitus, nachgelassen, orientiert an der Figur des „kritischen Intellektuellen“. Die Motive und Verhaltensweisen der Wirtschafts- und Ingenieurwissenschaften haben demgegenüber an Gewicht gewonnen, entweder orientiert am Bild des „qualifizierten Managers“ (bei höheren Karriereansprüchen) oder des „Sachbearbeiters“ (bei bescheideneren Ansprüchen).

In ganz unterschiedlicher Weise sind die Studierenden in das Fachstudium eingebunden, weil mehr und mehr von ihnen einer Erwerbsarbeit nachgehen. Nicht nur in den Semesterferien wie früher schon üblich, sondern in steigendem Umfang auch während des Semesters. Die Einbindung in das Fachstudium und die Beanspruchung durch Erwerbsarbeit, beides hat jeweils Gewicht für die Möglichkeiten kultureller Arbeit mit ihnen. Deshalb ein kurzer Blick auf ihren Zeithaushalt. Dabei sind Differenzen im studentischen Zeithaushalt zwischen alten und neuen Bundesländern beachtenswert sowie zwischen den Fächern. Es bestehen große Unterschiede in der Beanspruchung und im Zeitaufwand für das Studium. Ganz unterschiedliche Arbeitskulturen sind in den verschiedenen Fächern, etwa die intensive in der Medizin und Chemie oder die lockere in der Erziehungswissenschaft und Soziologie zu finden.

In den neuen Ländern sind die Studierenden weit mehr in Lehrveranstaltungen und betreiben weniger das Selbststudium. In den alten Ländern sind sie immer weniger in Lehrveranstaltungen zu finden. Dafür steigt der Zeitaufwand für Erwerbstätigkeiten ständig. Ein großer Teil wendet weniger als 25 Stunden pro Woche für das Studium auf (Lehrveranstaltungen und Selbststudium zusammen), ein Maß, das als Grenze für das Vollzeitstudium gesetzt wurde. Wer zur Finanzierung des Studiums auf eine Erwerbstätigkeit angewiesen ist, arbeitet sogar zwei Tage in der Semesterwoche voll. Auch in den neuen Ländern ist der Trend zur Erwerbstätigkeit steigend, sicherlich eine Folge der massiven Reduzierungen beim BAföG.

Die zunehmende zeitliche Beanspruchung durch die Erwerbsarbeit wird größtenteils durch eine geringere Präsenz in Lehrveranstaltungen und einem geringeren Zeitaufwand für das Selbststudium „kompensiert“. Daher ist der zeitliche Gesamtaufwand für Studium und Erwerbstätigkeit in den letzten Jahren keineswegs gestiegen, tendenziell sogar gefallen. Insofern hätten die Studierenden nicht weniger zeitliche Ressourcen für Aktivitäten und Engagements.

(5) Kultur der Kommunikation: wenig gepflegt

Weniger als an anderen Hochschulen im Ausland wird an den deutschen Hochschulen eine eigene **Kultur der Kommunikation** gepflegt. Diese kommunikative Ödnis ist eines der Hauptprobleme der deutschen Universität geworden. Sie zeigt sich auf allen Ebenen.

(1) Die Studierenden werden durch die Art der **Lehrveranstaltungen** und die Studienanforderungen regelrecht entwöhnt, kommunikativen Austausch und Zusammenarbeit zu betreiben. In den Lehrveranstaltungen haben sie überwiegend den Eindruck, daß Diskussionsbeteiligung von ihnen kaum erwartet wird, eigene Anregungen und Hinweise zum Lehrplan scheinen eher als störend aufgenommen zu werden, die studentische Teamarbeit steht nur selten auf dem Lehrprogramm.

(2) Der Mangel an **Kontakten zu den Lehrenden**, auch deren geringe Zugänglichkeit, verschärft Schwierigkeiten und Belastungen der Studierenden. Die Sprechstunde ist eher ein Hemmnis für Kontakte. Es ist ein Signal dieser Misere, daß für die Studierenden in Westdeutschland im Studienverlauf die Schwierigkeiten im Umgang mit den Lehrenden sogar zunehmen, insbesondere in den alten Ländern, noch ausgeprägter in Jura und den Wirtschaftswissenschaften.

(3) Untereinander, d.h. **zwischen den Studierenden**, sind zwei gegenläufige Trends zu beobachten: Einerseits nimmt die Kontaktdichte zu, der Austausch verbessert sich, andererseits steigt die Konkurrenz. Das Empfinden zunehmender Konkurrenz unter den Studierenden ist jedenfalls gestiegen, insbesondere die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften fallen dadurch auf.

(4) Besonders problematisch ist der Eindruck vieler Studierender eines **Massenbetriebes und der Anonymität**. Viele meinen, es würde an der Hochschule niemandem auffallen, wenn sie eine Woche wegblieben. Das belastet viele und trägt zur „Flucht“ aus der Hochschule bei, die nur für wenige „Lebensmittelpunkt“ und so etwas wie „soziale und kulturelle Heimat“ ist.

(5) An den Hochschulen in den neuen Ländern ist die Situation noch deutlich besser, nicht nur wegen der geringeren Studentenzahlen. Das soziale Klima ist weniger distanziert, Kommunikation häufiger. Aber auch hier zeichnet sich eine „Angleichung“ der Lebensverhältnisse ab.

(6) Die Lehrstühle der Lehrenden leisten wenig, um soziale Bindung und kulturellen Austausch zu befördern, obwohl sie eigentlich von der „Idee der Universität“ dazu verpflichtet wären. Eine hervorragende Rolle spielen dagegen die studentischen Fachschaften, sowohl bei der Integration wie bei orientierenden Beratungen der Kommilitonen. Sie sind so etwas wie „Kristallisationskerne“, auch der „Sozial- und Kulturarbeit“ an den Hochschulen.

(6) Zum Wandel der gesellschaftlich-politischen Orientierungen der Studierenden

Eine Analyse zur Entwicklung studentischer Orientierungen wäre unvollständig, ohne auf den Wandel der gesellschaftlich-politischen Orientierungen der Studierenden einzugehen. Denn auffälliger noch als in den Studienhaltungen und Studienstrategien sind die Änderungen in den politischen Vorstellungen ausgefallen; hier kann in der Tat von einem **Wandel im politischen Bewußtsein und Potential der Studierenden** gesprochen werden. Einige wesentliche Züge dieses Wandels will ich kurz und skizzenhaft benennen.

- Da ist zuerst der abrupte Verlust von Ideologiestücken und Zielen sozialistischer Provenienz anzuführen; schon weit vor dem Zusammenbruch des "realen" Sozialismus haben die westdeutschen Studierenden sozialistischen Idealen und Zielen den Abschied gegeben.
- Dies war verbunden mit einer Abnahme weitreichender System- und Herrschaftskritik, ein Verzicht darauf, die gesellschaftlichen Verhältnisse grundlegend in Zweifel zu ziehen, gar die "Machtfrage" zu stellen; eine Mischung aus Ernüchterung und Resignation ist eingetreten, damit einhergehend eine Desensibilisierung gegenüber Themen der sozialen Gerechtigkeit und Solidarität.
- Sodann das Abrücken von alternativen Werten, sogenannten post-modernen Wertorientierungen wie: Ausstieg aus den beruflichen Zwängen der Leistungsgesellschaft, Vorrang der Selbstverwirklichung, Verzicht auf materiellen Wohlstand. Sie waren noch Anfang der 80er Jahre stark in Mode, gerade unter Studierenden und Hochschulabsolventen. Stattdessen heute: Betonung von wirtschaftlicher Stabilität und materieller Wohlfahrt; eine verstärkte Ausrichtung auf Sicherheit, Fortkommen und Eigeninteressen.
- Ein Erlöschen der Begeisterung für soziale Bewegungen oder Reformideen; die Friedensbewegung war die letzte dieser Art, die noch größere Teile der Studierenden erfaßt hat. Neue Formen des Zusammenlebens und des Arbeitens, Zeichen von sozialer Innovationsfreudigkeit und Experimentierlust, werden kaum noch gesucht oder erprobt.
- Zugleich sind den Studierenden sie bewegende Themen abhanden gekommen. Oder sie lassen sich durch Themen wie soziale Gerechtigkeit, Europa, Dritte Welt, Solidarität, Umweltschutz weniger bewegen. Offensichtlich fehlt es an Visionen, die viele Studierende brauchen, um sich bewegen zu lassen, das politische „Alltagsgeschäft“ zumal in „Organisationen“ ist kaum ihre Sache.

Alles in allem: Die Studierenden verstehen sich in der überwiegenden Mehrheit weder als Akteure einer "lauten Rebellion", die sich durch sozialistische Ziele noch locken ließen, noch einer "stillen Revolution", die sich auf den Weg der alternativen Erneuerung machen oder führen ließen.

Der Anspruch einer eigenständigen politischen Aufgabe der Studentenschaft, einer "studentischen Politik" ist verlorengegangen. Das Selbstbewußtsein als "Studentenschaft" ist abhandengekommen. Gleichgültigkeit oder Resignation haben sich an den Hochschulen unter den Studierenden breit gemacht, und zwar in einem Umfang, der mittlerweile problematisch geworden ist.

In der westdeutschen Studentenschaft hat zugleich eine beachtliche und beachtenswerte **Verschiebung in der Geltung und Vertretung von politischen Denk- und Hand-**

lungsmustern stattgefunden. Zurückzuführen ist dies auf zwei Prozesse, die ineinandergreifen.

Erstens: Der Absturz von linken-sozialistischen ebenso wie alternativen-reformerischen Idealen und Überzeugungen in der Studentenschaft hat dazu geführt, daß deren Anhänger die Bühne frei gegeben haben. Vertreter dieser Positionen, vor allem in den Sozial- und Geisteswissenschaften, haben sich in einer "kollektiven Schweigespirale" aus der öffentlichen Arena größtenteils zurückgezogen. Sie sind Zuschauer geworden, durchaus kritisch noch in der Grundhaltung (teils lakonisch, zynisch oder satirisch), aber mit geringerem Engagement und Distanz zur politischen Aktion.

Zweitens: Die politische Energie hat sich in Richtung auf Juristen und Ökonomen verschoben und läßt diese vermehrt die Bühne betreten und ihre politischen Ansichten selbstbewußter vertreten. Deren politischer Habitus wird mehr und mehr bestimmend. Er ist charakterisiert durch eine Mischung aus Markt- und Konkurrenzorientierung einerseits und Herrschaftsregulierung konventionell-elitärer Provenienz andererseits. Er ist gestützt durch individuelles Karrierestreben und Anspruch auf Führungspositionen.

Dadurch hat sich die Dominanz und Geltungskraft studentischer Gesinnung und Akzente nach rechts verschoben, ohne daß sie „rechtsradikal“ oder „nationalkonservativ“ werden. Deren „Anhängerschaft“ ist unverändert gering geblieben. Aber im Rahmen dieses Gesamtprozesses ist zugleich ein Wechsel in der sozialen und politischen Energie, in der Dominanz der politischen Kulturen eingetreten, eine Verlagerung von den Sozial- und Geisteswissenschaftlern hin zu den Juristen und Ökonomen, die gleichsam, ideell wie personell, die "Meinungsführerschaft" übernehmen.

Vor einigen, genauer 15 Jahren (1982) veröffentlichten Glotz und Malanowski ein Spiegel-Buch; dessen Titel: Student heute: Angepaßt? Ausgestiegen? Jeweils dahinter ein Fragezeichen. Die beiden Grundtypen auf dem Titelbild, selbst im äußeren Erscheinungsbild, sind noch an den Hochschulen anzutreffen. Aber mit zwei wichtigen Umkehrungen: Die sogenannten "Angepaßten", damals in der Defensive, sind heute aktiver und in der Offensive, haben sich zudem vermehrt; die sogenannten "Ausgestiegenen", damals die Aktiveren, sind heute nicht nur deutlich weniger geworden, sondern sie befinden sich in der Defensive, in ihrer Haltung geben sie sich moderater, sind zumal „äußerlich“ kaum noch zu erkennen.

Insofern nimmt die Studentenschaft nunmehr insgesamt, bei allen weiterhin bestehenden Fachdifferenzen, eine überwiegend realistisch-pragmatische, eher moderate und wenig demonstrativ-alternative Grundhaltung ein; es hat ein Anpassungsprozeß stattgefunden. Manche nennen dies, eher erleichtert, einen Prozeß der "Entideologisierung", andere konstatieren, eher besorgt, gleichsam ein "politisches Vakuum und Orientierungslosigkeit" bei den Studierenden.

(7) Studentisches Engagement: Abnahme oder Verlagerung?

Will man die Frage nach dem studentischen Engagement beantworten, ist man gezwungen, auszulegen, was man darunter versteht. Ich begrenze es nicht auf das „Politische“, ich will darunter alles das verstehen, was Studierende außerhalb des Fachstudiums machen: ihre Beteiligung an **außerfachlichen Betätigungen an der Hochschule wie außerhalb der Hochschule**. Ausklammern will ich aber ihr mögliches „Engagement“ in Erwerbsarbeit, Privatleben und Freizeitvergnügen.

Engagement ist sicherlich mit Aktivitäten und Verantwortlichkeiten verbunden. Das will ich gelten lassen, aber unter Aktivitäten nicht nur die Rolle als Funktionär oder Gladiator in Organisationen, Bewegungen oder Initiativen verstehen. Oft wird übersehen, daß auch das „Publikum“ eine aktive Rolle spielt, Teilnehmer ist und reagiert. Ich halte sogar „Mitgliedschaft“ als ein Zeichen von Engagement, weil man damit Zugehörigkeit dokumentiert, wengleich ein oftmals sehr schwaches Indiz.

Das hochschulpolitische Engagement der Studierenden ist, wie wir wissen, deutlich zurückgegangen und hat sich auf einem ganz niedrigen Niveau eingependelt.

- (1) Am ehesten können noch die **Fachschaften** und informelle, **punktuellen Aktionsgruppen** Studenten zur Teilnahme bewegen. Aber auch da sind es nicht mehr als 14 bzw. 15 Prozent, die sich zu einer aktiven Beteiligung aufrufen wollen.
- (2) Ganz abgefallen ist das Engagement für **politische Studentenvereinigungen**, weniger als 5 Prozent machen da mit; gut zwei Drittel sind an ihnen überhaupt nicht mehr interessiert.
- (3) Die **traditionellen Studentenverbindungen** finden ebenfalls wenig Akzeptanz und Beteiligung. Über vier Fünftel sind an ihnen gar nicht interessiert und nur vier bis sechs Prozent nehmen teil.
- (4) Die **kirchlichen Studentengemeinden** sprechen etwa sechs bis neun Prozent der Studierenden an, im Osten etwas mehr als im Westen, was wohl mit ihrer historischen Rolle bei der „Wende“ zu verstehen ist.
- (5) Der **Hochschulsport und sportliche Gruppen** haben die meisten Teilnehmer, wengleich häufig nur gelegentlich. Aber die Entwicklung in diesem Bereich nimmt langsam „amerikanische Ausmaße“ an. Die Studierenden in Leipzig sind da besonders aktiv; nicht nur die Sport-Studierenden, sondern auch die anderen.
- (6) Bei den **kulturellen Aktivitäten** (Theater, Musik, Film etc.) engagiert sich ein knappes Drittel an Universitäten, an den Fachhochschulen nur ein knappes Fünftel. Aber größere Teile sind daran gar nicht interessiert.

Gehe ich auf das „kulturelle“ Interesse und Engagement der Studierenden noch etwas genauer ein: Den Bereich von „Kunst und Kulturellem“ im engeren Sinne erklären an den Universitäten etwa 40 Prozent als für sie sehr wichtig. Vor allem an den Fachhochschulen in den alten Ländern sind es weit weniger: nur ein Viertel. Nur wenigen Studierenden ist dieser Bereich ganz unwichtig, nämlich weniger als zehn Prozent. Die meisten (gut die Hälfte jeweils) attestieren ihm eine mittlere Wichtigkeit. Auffällig sind die großen Unterschiede nach Fächern. Studierende der Geisteswissenschaften haben das größte Interesse daran, gleichsam in ihre professionelle Grundorientierung eingebaut. Am geringsten ist es bei Wirtschaftswissenschaftlern und Ingenieuren, an den Universitäten wie Fachhochschulen.

Diese kleine Markt-Analyse zur potentiellen Akzeptanz von „Kulturarbeit“ im engeren Sinne zeigt eine weite Aufgeschlossenheit der Studierenden für den Bereich, der sich mit „Kunst und Kultur“ etikettieren läßt. Sie ist zu ergänzen um die Teilnahmebereitschaft der Studierenden. Wer ist daran völlig desinteressiert, wer bleibt interessiertes Publikum, wer ist gelegentlich involviert, und wie groß ist der Kreis der Aktiven bei kulturellen Aktivitäten wie Theater-, Musik- oder Orchestergruppen?

In den neuen Ländern ist das Aktivitätspotential etwas höher. Denn an den Universitäten äußert sich fast ein Drittel (32%) in den alten gegenüber 28 Prozent in den neuen Ländern als desinteressiert. In der Rolle des Publikums sehen sich im Westen 37, im Osten 34 Prozent.

Aktivisten und Engagierte gibt es an Universitäten in den alten Ländern neun Prozent, in den neuen Ländern immerhin 14 Prozent. Ähnlich gelagert sind die Differenzen an den Fachhochschulen (auf niedrigerem Niveau).

Im Vergleich zu politischen Gruppen und Tätigkeiten an der Hochschule, die in den letzten Jahren für die Studierenden immer weniger attraktiv geworden sind, auch im Vergleich zu Verbindungen und den kirchlichen Studentengemeinden stoßen kulturelle Aktivitäten bei den Studierenden auf größeres Interesse und Beteiligung. Jedoch werden sie vom Studentensport und Sportgruppen deutlich übertroffen.

Setzt man die klassische Maxime vom „gesunden Geist in einem gesunden Körper“ für die Studierenden an, dann ist ihre Teilnahme an kulturellen Aktivitäten einerseits, an sportlichen Aktivitäten andererseits vielleicht weniger kritisch zu sehen. Denn beides wird von größeren Teilen betrieben.

Oft wird vermutet, daß die Studierenden zwar an der Hochschule weniger aktiv seien, dafür aber sich außerhalb der Hochschule mehr engagieren. Auf die Frage nach solcher Beteiligung und Mitarbeit außerhalb der Hochschule erhielten wir von den Studierenden

Rückmeldungen, die diese Erwartung eher enttäuschen. Dazu einige Zahlen zur Mitarbeit in Parteien und Initiativen:

- In politischen Parteien wirken acht Prozent der Studierenden im Westen und fünf Prozent im Osten mit, die meisten aber nicht regelmäßig. Die Juristen sind deutlich überproportional bereits in politischen Parteien tätig, nämlich zu 14 Prozent (Naturwissenschaftler und Ingenieure nur zu fünf Prozent).
- An Bürgerinitiativen beteiligen sich 20 Prozent im Westen, 15 Prozent im Osten, aber nur ein bis zwei Prozent regelmäßiger; an Bürgerinitiativen und Umweltschutzgruppen nehmen am häufigsten Kultur- und Sozialwissenschaftler teil (immerhin etwa ein Viertel); an Umweltschutzgruppen auch Naturwissenschaftler ähnlich häufig. Die größte Distanz dazu, das geringste Engagement bei Bürgerinitiativen, Umweltschutz und Menschenrechtsgruppen haben im übrigen die Juristen und Wirtschaftswissenschaftler mit größerem Abstand.

Insgesamt erscheinen mir drei Befunde wichtig: (1) Das politische Engagement außerhalb der Hochschule ist nicht sehr stark; (2) bei den Studierenden in den neuen Ländern ist es noch geringer; (3) es bestehen deutliche Aufspaltungen nach der Fachzugehörigkeit. Juristen und Ökonomen sind eher in den formellen Organisationen (z.B. Parteien), Sozial- und Geisteswissenschaftler eher in informellen Initiativen (z.B. Umweltschutzgruppen).

(8) Ausländische Studierende und internationale Perspektive

Die „internationale Perspektive“ wird für die Hochschulen wie für die Studierenden immer bedeutsamer. Das gilt für den internationalen Austausch einerseits, die Haltung der Studierenden andererseits. Weil mir diese Fragen am Herzen liegen, will ich darauf gesondert eingehen und drei Fragen dazu ansprechen.

Erste Frage: Sind die deutschen Studierenden noch „auslandsmüde“?

Grundsätzlich, sogar zunehmend, halten die deutschen Studierenden einen Aufenthalt im Ausland, Sprachkurs, Praktikum oder Studienphase, für sehr nützlich, und zwar sowohl für ihre persönliche Entwicklung als auch für die beruflichen Chancen. Im letzten Jahrzehnt, nach einer Phase der „Auslandsmüdigkeit“, studieren sie vermehrt im Ausland, mit spezifischen Schwerpunkten und Richtungen (nach Osteuropa gehen immer noch sehr wenige). Große Differenzen bestehen zwischen alten und neuen Ländern. Für die Studierenden in den neuen Ländern sind nicht nur finanzielle Probleme ausschlaggebend, sondern auch ihre stärkere „Effizienzorientierung“ auf ein schnelles Studium hin und ihre noch größere innere Distanz gegenüber „Ausländischem“ sind dafür verantwortlich, daß sie sich bei einer Studienphase im Ausland mehr zurückhalten.

Zweite Frage: Kontakte und Kommunikation mit ausländischen Kommilitonen?

Die Kontakte der deutschen zu ausländischen Studierenden sind insgesamt nicht umfangreich und zumeist eher oberflächlicher und sporadischer Natur. Ob solche Kontakte sich einstellen, ist von mehreren Faktoren abhängig, z.B. der Wohnform (Studentenwohnheime sind dafür förderlich), eigenen Auslandsaufenthalten oder der Fachzugehörigkeit.

Die große Mehrheit der deutschen Studierenden tritt Ausländern mit Offenheit gegenüber. Dabei sind in Fachschaften und studentischen Vertretungen aktive Studierende deutlich mehr bereit, auf Ausländer zuzugehen und sie zu unterstützen, als politisch und sozial eher passive Studierende. Studenten in Verbindungen haben erkennbar stärkere Vorbehalte, zum Teil sogar Befürchtungen wegen „nationaler Überfremdung“.

Dritte Frage: Welche Haltungen zeigen die Studierenden?

Von besonderer Bedeutung sind die politischen Grundhaltungen, sowohl für den Umfang der Kontakte als auch für die Einstellungen gegenüber Ausländern, fremden Kulturen und den Entwicklungsländern. Diese Einstellungen sind abhängig vom Standort im Links-Rechts-Spektrum, wobei vor allem national-konservative Studierende eine ablehnende bis mißtrauische Haltung zeigen. Allerdings handelt es sich dabei jeweils um kleine Gruppen der deutschen Studierenden (drei bis fünf Prozent).

Insgesamt herrscht ein gewisser „Eurozentrismus“ und „Amerikanismus“ unter den deutschen Studierenden vor, der durch die Schwerpunkte von Austauschprogrammen (z.B. ERASMUS) offenbar gefördert wird. Daß eine solche Einengung auch Informationsstand und Haltung deutscher Studierender beeinflusst, insbesondere zu den nicht-europäischen Studierenden, liegt auf der Hand.

Die große Mehrheit der deutschen Studierenden, zumeist grün-alternativ, sozialdemokratisch und liberal orientiert, tritt Ausländern aber mit Interesse gegenüber. Jedoch setzen sie ihre Bereitschaft zu selten in Aktivitäten um, bleiben auch hier seltsam passiv und abwartend.

(9) Folgerungen: Was ist zu befördern?

Die erste Folgerung, gleichsam die Rahmenthese: Moderne Gesellschaften (noch mehr post-moderne Gesellschaften) brauchen „Massenhochschulen“, die aber nicht zu „Massenhochschulen“ werden dürfen!

Dieses scheinbare Paradoxon ist schwer aufzulösen: Ohne Erweiterung der Bildungschancen, der Qualifikationen und Bildung, bleibt der Weg in die Modernität beschwer-

lich, in die Postmodernität verschlossen: Sowohl der Club of Rome mit seinem Slogan „No limits for learning“ als auch u.a. der Soziologe Daniel Bell mit seinen Arbeiten zum Übergang in die post-industrielle Gesellschaft betonen die große Bedeutung von Wissen und Lernen, Wissenschaft und Studium. Insofern braucht die moderne Gesellschaft eine möglichst große Zahl Studierender an einer Vielfalt von wissenschaftlichen Hochschulen und in einer Vielfalt von Fächern. Deshalb ist die Offenheit, die Öffnung und das Offenhalten der Hochschulen so wichtig. Ihre Abschottung für einen kleinen Kreis, nenne man sie intellektuelle Kader oder geistige Elite, halte ich für den falschen Weg.

Die Hochschulen, die diese vielen besuchen, dürfen aber nicht „Massenhochschulen“ sein: im Sinne anonymer Betriebsamkeit, effizienter Fabrikation und kultureller Oednis. Sie sind extern zu differenzieren und intern zu strukturieren, die Qualität des Studierens darf nicht verloren gehen, auch nicht der Bildungs- und damit der „Kultur“-auftrag des Studiums und der Hochschulen. Er erfüllt sich aber nicht mehr von selbst, scheint vielmehr häufiger gefährdet. Deshalb sind in der Tat große Anstrengungen in eine eigene „Kulturarbeit“ zu investieren, mit vielfältigen Feldern und Formen.

Ich gehe davon aus, daß das Desinteresse vieler Studierender an der Hochschulentwicklung wie an der Politik, nicht zuletzt aufgrund der starken Beanspruchung durch Erwerbsarbeit, eine Verbreitung und ein Ausmaß erreicht hat, das wiederum problematisch ist, gerade weil in dieser Gleichgültigkeit ein Gutteil Verantwortungslosigkeit steckt. Ich versuche daher überall, wo es geht, also auch hier, darauf zu dringen, den Studierenden wieder Wege und Chancen der Mitwirkung und des Engagements zu eröffnen, und zwar wirksame. Denn Studierende wählen lieber Felder des Engagements, in denen sie etwas tun, etwas bewirken können. Das gilt für ihre Beteiligung an der Lehrveranstaltung und der Lehrorganisation und reicht bis zu ihren Einflußmöglichkeiten in den Gremien.

Da die Fachschaften vielerorts recht rührig und erfolgreich - und mit sehr viel Engagement - sich um Studierende kümmern, vor allem auch Studienanfänger, verdienen sie mehr Aufmerksamkeit und Unterstützung. Sie sind einer der letzten „Kristallisationskerne“, die das, was Universität für Studierende heißt, sozial und kulturell zusammenhalten.

Zusätzliche Förderung und Anerkennung, bedürfen ebenfalls all jene, die sich in studentischen Initiativen betätigen. Was da zu tun wäre, darauf sollten sich weitere Überlegungen konzentrieren. Dabei mache ich keine Differenz zwischen einer Theatergruppe, einer Umweltinitiative, dem Studentenclub, einem Dritte-Welt-Laden oder „bonding“-Initiativen.

Hinsichtlich der kulturellen und sozialen Beteiligungen sehe ich insgesamt nicht so sehr eine „kulturelle Wüste“ an den Hochschulen, wie es vor einigen Jahren ein Vertreter des BMBW provozierend formulierte. Es gibt an den einzelnen Hochschulen eine Vielfalt von Aktivitäten und interessanten Betätigungen, auch interessante Brücken wie zwischen Sport und Kunst. Allerdings sind die Verhältnisse an den einzelnen Hochschulen und in den Fächern in dieser Hinsicht sehr unterschiedlich - gerade wo Defizite bestehen, müßte etwas getan werden.

Abschließend will ich zwei Folgerungen unterstreichen, die auch aufgrund der Befunde unseres Studierendensurveys zu ziehen sind:

- (1) Die Integration ausländischer Studierender, insbesondere aus Entwicklungsländern, an deutschen Hochschulen ist „noch erheblich verbesserungsbedürftig“.
- (2) Von Seiten der deutschen Studierenden (wie auch der Hochschullehrer) ist „ein stärkeres und aktiveres Entgegenkommen nötig“ (vgl. Schnitzer/Schröder 1996, S. 32).

Stärker noch als bislang müßten sich die Fachschaften, studentischen Vertretungen sowie studentischen Gruppen dieser Aufgaben annehmen. Dafür bedarf es wiederum vermehrter Unterstützung, auch durch die Studentenwerke.

Quellen und Literatur

Bargel, T.: Studierende und Politik im vereinten Deutschland. Bildung-Wissenschaft-aktuell 3/94.

Bargel, T./ F. Multrus/ M. Ramm: Studium und Studierende in den 90er Jahren (hrsg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie). Bonn 1996.

Bell, D.: Die nach-industrielle Gesellschaft. Frankfurt/Main-New York 1976.

Bülow, M. (Hg.): Akademikertätigkeit im Wandel. Frankfurt/Main-New York 1984.

Demirovic, A./ G. Paul: Demokratisches Selbstverständnis und die Herausforderung von rechts. Student und Politik in den 90er Jahren. Frankfurt/Main 1996.

Glötz, P./ W. Malanowski: Student heute. Angepaßt? Ausgestiegen? Reinbek 1982.

- Huber, L.: Studiensituation heute und Wandel der Studentenrolle. In: Huber, L./ M. Wulf (Hg.): Studium - nur noch Nebensache? Freiburg/Brsg., 1989, S. 175-187.
- Inglehart, R.: The Silent Revolution in Europe. American Political Science Review, LXV 1971, S. 991-1017.
- Jaraus, K.-H.: Deutsche Studenten 1800-1970 (edition suhrkamp 1258). Frankfurt/Main 1984.
- Neufeldt, W.: Die „kulturelle Wüste“ in den Lernfabriken fruchtbar machen. In: Huber, L./ M. Wulf (Hg.): Studium - nur noch Nebensache? Freiburg/Brsg., 1989, S. 122-132.
- Ramm, M./ T. Bargel: Studium, Beruf und Arbeitsmarkt. Orientierungen von Studierenden in West- und Ostdeutschland (BeitrAB 193). Nürnberg: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit, 1995.
- Schnitzer, K. u.a.: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes (hrsg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie). Bonn 1995.
- Schnitzer, K./ Schröder, M.: Die wirtschaftliche und soziale Lage der ausländischen Studierenden in Deutschland. Ergebnisse der 14. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes durch HIS. Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Bonn 1996.
- Simeaner, H. u.a.: Datenalmanach zum Studierendensurvey 1983-1993. Arbeitsgruppe Hochschulforschung, Universität Konstanz, März 1994.

